Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 36 (1980)
Heft: 5

Artikel: Zur Quellenfrage von Gotthelfs "Schwarzer Spinne"
Autor: Mieder, Wolfgang
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421300

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zur Quellenfrage von Gotthelfs „Schwarzer Spinne"

Von Prof. Dr. Wolfgang Mieder

Es hat bisher nicht an tiefgründigen Interpretationen zu Jeremias Gotthelfs meisterhafter Erzählung „Die schwarze Spinne" (1842) gefehlt, und auch die Quellenfrage ist dabei verschiedentlich behandelt worden.[1] Ausgehend von Gotthelfs Briefaussage, „hier endlich eine Sage, von der ich drei Bruchstücke aufgabelte, deren Verknüpfung mein armes Gehirn in Anspruch nahm"[2], haben Literaturwissenschaftler und Volkskundler verschiedene Sagen gefunden, die einen Einfluß auf Gotthelfs bekannteste Erzählung ausgeübt haben könnten. Inzwischen wird man die drei von Gotthelf verknüpften Sagenbruchstücke allerdings so zu verstehen haben, daß es sich nicht unbedingt um Varianten ein und derselben Sage handelt, sondern um verschiedene Sagen, die den drei Sagentypen vom geprellten Teufel, von der verpflöckten Pest und von der Spinne angehören (andere Sagenelemente kommen noch hinzu, z. B. die vom Wilden Jäger).
Solche Schweizer Sagen wie beispielsweise die folgenden: „Pestrauch verkeilt", „Wie ein Capuziner aus dem Lucernerbiet die Seuche begrabt und verkeilt", „Das Gespenst in einen Balken gebannt", „Die [Pest-]Beule in die Wand vernagelt" und „Der Schwarze [Teufel] im Pfahl", lassen schon vom Titel her auf gewisse inhaltliche Ähnlichkeiten mit Gotthelfs Erzählung schließen[3], und es darf angenommen werden, daß der Dichter eine beachtliche Anzahl solcher Sagen kannte. So heißt es in einem aufschlußreichen Brief an den Pfarrer Johann Kaspar Mörikofer vom 3. August 1841, er habe sich „die Zeit damit verkürzt, einige Sagen auf- und einzufassen, Sagen, die auf Berner Boden eigenthümlich gewachsen sind", und überhaupt sei es „hohe Zeit, die Sagen zu sammeln, denn die Gegenwart bietet den Leuten so vieles, daß sie darob die Vergangenheit vergessen."[4]

Von besonderem Interesse ist nun eine Sage vom geprellten Teufel[5], die in der Schweiz und auch anderswo im deutschsprachigen Raum überliefert ist. In der folgenden Appenzeller Variante tritt der Teufel — wie das ja schon bei Gotthelf der Fall ist — auch in der Gestalt einer schwarzen Spinne auf, und auch das wichtige Motiv der Verpflöckung spielt eine beachtliche Rolle. Freilich wird die Sage durch schwankhafte Züge geprägt, denn es gelingt dem Menschen hier ja tatsächlich, den Teufel zu überlisten, während Gotthelf den sagenhaften Stoff in dem hier folgenden Märchen von Paracelsus, der ja in mancher Sage mit dem Teufel in Zusammenhang gebracht wird, tragisch vertieft:

«Doktor Paracelsus und der Teufel[6]

Paracelsus geht einmal im Wald, als er seinen Namen rufen hört; die Stimme kommt aus einer Tanne, in welche der Teufel durch ein kleines Zäpflein mit drei Kreuzen eingekerkert ist. Paracelsus verspricht, ihn zu befreien, wenn er ihm eine Arznei verschaffe, die alle Kranken heile, und eine Tinktur, die alles in Gold verwandele. Der Teufel sagt ihm das zu; Paracelsus nimmt das Federmesser, faßt damit das Zäpflein und bringt es mit Mühe heraus. Eine häßliche schwarze Spinne kriecht hervor, die am Stamm hinunterläuft; aber kaum berührt sie den Boden, so verschwindet sie, und es richtet sich, wie aus der Erde steigend, ein langer hagerer Mann auf mit schielenden roten Augen in rotem Mantel. Er führt den Doktor auf einen hohen, überragenden Felsen, und mit einer Haselrute, die er unterwegs abgebrochen, schlägt er gegen das Gestein. Der Fels spaltet sich krachend in zwei Stücke, und der Teufel verschwindet; bald tritt er wieder hervor und reicht dem Paracelsus zwei kleine Gläser; das gelbe enthielt die Goldtinktur, das weiße die Arznei. Dann schlägt er abermals an den Felsen, worauf dieser sich augenblicklich wieder zusammenschließt. Sie gehen nun beide zurück, der Teufel will gen Innsbruck, den, der ihn gebannt hatte, zu holen. Paracelsus hat Mitleiden mit dem Banner und denkt ihn zu retten. Wie sie wieder zu der Tanne gelangen, rühmt er den Teufel, daß es ihm möglich gewesen, sich in eine Spinne zusammenzuziehen. Der Teufel spricht: ‚Ich will vor deinen Augen das Kunststück freiwillig machen', verschwindet und kriecht als Spinne in das bekannte Löchlein hinein. Blitzschnell drückt der Doktor das Zäpflein, das er noch in Händen behalten, wieder drauf, schlägt es mit einem Stein fest und kritzt mit seinem Messer drei frische Kreuze darüber. Wütend schüttelt der Teufel die Tanne wie ein Sturmwind, daß die Zapfen haufenweis auf Paracelsus herabprasseln, aber die Wut ist umsonst; er steckt fest und hat wenig Hoffnung loszukommen, denn der Wald darf wegen der Schneelawinen nicht abgehauen werden, und obschon er Tag und Nacht ruft, so wagt sich doch eben deshalb niemand in diese Gegend. Paracelsus fand die Fläschchen bewährt und ward dadurch ein berühmter und angesehener Mann.»

Diese Sage oder eine der zahlreichen Varianten wurde von dem heute vergessenen Schriftsteller August Friedrich Ernst Langbein (1757 bis 1835) zu einer pseudoromantischen Erzählung umgearbeitet, die dieser 1821 mit dem Titel „Die schwarze Spinne" veröffentlichte, d. h. einundzwanzig Jahre vor Gotthelf. Auch hier handelt es sich wie in der Sage um die Überlistung des

Teufels, wobei der Stoff durch eine plumpe Liebesgeschichte verlängert wird. Mit Gotthelfs Weltdichtung hat das schrecklich wenig zu tun, und doch besteht natürlich die Möglichkeit, daß Gotthelf von dem Titel sowie von dem Inhalt dieser geringen Erzählung beeinflußt wurde.
Der erste Hinweis auf diese mögliche Quelle (ganz bestimmt aber nicht einzige Quelle!) Gotthelfs stammt von dem bekannten Schweizer Volkskundler Eduard Hoffmann-Krayer (1864—1937), der in einem bisher unbeachteten Zeitungsbeitrag[7] aus dem Jahre 1936 in der gleichen Erzählung auch noch eine mögliche Quelle für Gottfried Kellers Novelle „Kleider machen Leute" (1874) entdeckte. Dieser für die Schweizer Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts so wichtige und nur schwer zugängliche Aufsatz sei hier mit einigen Anmerkungen wieder abgedruckt:

«Langbeins Novelle „Die schwarze Spinne" bei Gotthelf und Keller[8]

Im Jahre 1821 erschienen A. F. E. Langbeins „Mährchen und Erzählungen", eines der zahllosen ärmlichen Erzeugnisse der sogenannten Pseudoromantik, wie sie damals der nicht sehr wählerischen Leserschaft in Taschenbüchern und andern Duodezbändchen aufgetischt wurden.[9] Das zweite dieser „Mährchen" trägt den Titel *„Die schwarze Spinne"* und hat folgenden Inhalt: Der junge Förster Rudolph vernimmt aus einer Tanne („Königstanne") die heulende Stimme eines Geistes, der behauptet, von einem böswilligen Zauberer *in diesen Stamm verpflöckt* worden zu sein. R. zieht den mit drei Kreuzen versehenen Pflock heraus, „da haspelte sich eine ungewöhnlich *große, pechschwarze Spinne,* mit acht blitzenden Augen, aus der Höhle hervor", die sich alsbald in einen bockfüßigen Kavalier mit Federhut und feuerrotem Mantel verwandelte. Noch ist R. aus seinem Erstaunen nicht heraus, als seine Braut Lenore, die Tochter eines geizigen Gewürzkrämers in der benachbarten Stadt, herbeikommt. Beide entfernen sich zusammen und lassen den „Meister Valant" zurück, der ihnen aber bis zur Wohnung der Krämers nachschleicht. Acht Tage darauf kommt ein in grünem Samt gekleideter eleganter Herr zu diesem Hause geritten, steigt ab, betritt den Laden und macht sich unter dem Vorwand eines Kaufes sofort an Lenore heran. Da die Verpflegung im Hotel schlecht sei, lädt er sich bei dem Krämer, dem er sich als Erbgraf von Hahnenfeld vorstellt, zu Tisch ein und läßt dabei durchblicken, daß er Lenore zur Ehe begehre. Nachdem alles fürstlich honoriert worden ist, bittet er, auf einen Tag, wo er mit seinem Vater eintreffen werde, die

Vornehmen der Stadt zur Tafel zu laden. Als an diesem Tage die Gäste versammelt sind, fahren die beiden Grafen Hahnenfeld in sechsspännigem Wagen an und setzen sich links und rechts von der trauernden Lenore zu Tisch, an dem der Kantor ein scherzhaftes Lied von dem „zerbrochenen Satan" zum besten gibt. Ein goldgefüllter Beutel ist sein Lohn. Nach dem Essen bringt der alte Graf, der kein anderer als der Böse selbst ist, die Werbung für seinen täppischen Sohn vor, stößt aber auf entschiedene Ablehnung bei Mutter und Tochter. Hierauf fährt er zu dem Förster hinaus, um von diesem zunächst unerkannt, dessen Verzicht auf Lenore zu bewirken, da Lenore gesagt habe, sie werde den Erbgrafen heiraten, wenn Rudolph freiwillig zurücktrete. R., der nun plötzlich den Bösen erkennt, lehnt alle verführerischen Angebote ab und weiß durch List den Teufel wieder in den Baum zu bannen, ja er entlockt ihm sogar das Geheimnis, daß der *vermeintliche Erbgraf* kein anderer sei als sein *Schneider,* Meister Knopf, der ihm seinen Mantel zu kurz geschnitten habe. Er habe ihn veranlassen wollen, die schöne Lenore zu gewinnen, um sie ihm hernach selbst wieder abzujagen. Der geprellte Teufel bleibt aber trotzdem verpflöckt, und Rudolph eilt zum Feste, wo eben der Erbgraf im Begriffe ist, die Braut zu küssen. *Meister Knopf wird entlarvt,* die schönen Kleider fallen vom Leibe „wie Zunder" (vgl. Bürgers Lenore: „wie mürber Zunder"), und in einem verwitterten grauen Röckchen, aus dessen Taschen lange Papierstreifen zu Kleidermaßen hervorhängen, schleicht er weg.
Zwei Motive sind hier von Belang: das von der *schwarzen Spinne,* die durch *Verpflöckung gebannt* ist, und das von dem *als Graf verkleideten Schneider, der entlarvt wird.*
In *Gotthelfs* gleichnamiger Geschichte (1842), einer der machtvollsten Erzählungen der Weltliteratur, sind freilich die Umstände ganz andere, wie auch die Spinne selbst als *schwarzer Tod* durch die Mutter des bedrohten Kindes in den Balken gebannt wird; aber der Name und die Verpflöckung stimmen doch auffallend überein. Wenn also Gotthelf das Motiv Langbein entnommen hat, so bestätigt sich meine Vermutung (Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 25, 51, Anm. 3.)[10], daß die heutige Emmentaler *Volkssage* nicht Gotthelfs Quelle, sondern umgekehrt Gotthelf die Quelle der Volkssage ist. Die Tradition ist heute, nach eingehenden örtlichen Erkundigungen, die Lehrer M. Sooder in Rohrbach für mich gemacht, folgende: Das Haus mit dem verpflöckten Pfosten war „das *untere Hornbach* (-Haus)", von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis 1859, also zu Gotthelfs Zeiten, im Besitze einer Familie Sommer (zuletzt, 1826—59, Jakob S.), von 1859 bis 1913 der Familie Bärtschi, von 1913 bis 1917 eines Viehhändlers Fritz Zürcher, eines Roßhändlers Joh. Ulr. Loosli und

eines Landwirts Ernst Frei, die das Haus 1914 umbauten. Beim Umbau, im März 1914, wurde die verpflöckte Stud dem Historischen Museum verkauft, erwies sich aber nach dem im November 1915 zu Trachselwald sich abspielenden Prozeß gegen den Pferdehändler J. H. Loosli in Huttwil — die Akten wurden mir freundlichst von Herrn Gerichtspräsident Ad. Bähler zur Einsicht geschickt — als Fälschung (neues Bohrloch mit neuem Zapfen, vermutlich während des Abbruchs hergestellt von dem Zimmermann Jakob Beck †). Trotzdem die echte Verpflöckung während des Umbaues vergeblich gesucht worden war, bis sich dann plötzlich die gefälschte zeigte, herrscht in der Familie Bärtschi eine mehr oder weniger feste Überlieferung. So äußerte sich Frau Wiedmer-Bärtschi (geb. 1859), die ihre Jugend im untern Hornbach verlebt hat, Herrn Sooder gegenüber, daß sie in der Ecke bei der Stud geschlafen habe, in welcher der Zapfen eingeschlagen war. In dem Prozeß sagte die 16jährige Frieda Bärtschi (geb. 1899), die gleichfalls im untern Hornbach gewohnt hat, mit ziemlicher Bestimmtheit aus, wo der Zapfen zu sehen gewesen sei, von dem die Großmutter und die Eltern behaupteten, dahinter sei die schwarze Spinne eingeschlossen. Jakob Sommer (geb. 1860), der Großsohn des ehemaligen Besitzers des untern Hornbachs, will, laut Mitteilung von Herrn Sooder, die Stud und den Zapfen mit eigenen Augen gesehen haben. Er ist auch der Gewährsmann von Variante C in Sooders Sagen aus Rohrbach, Seite 127. Etwas unbestimmter Gottlieb Bärtschi (geb. 1864): „Es *hieß*, die schwarze Spinne sei eingeschlossen in der Stud zwischen Stube und Stübli", und Jakob B. (geb. 1868): „es *hieß* früher, die schwarze Spinne sei *entweder* in der Stud zwischen Stube und Stübli *oder* zwischen Stübli und Gang eingeschlossen". Auch die Zeugen Ulrich Zürcher und Paul Schütz kennen diese Tradition der Bärtschis; nur sagt letzterer, die von der Familie bezeichnete Stud sei nicht dieselbe wie die an das Historische Museum verkaufte. Nach Gotthelfs Erzählung (Sämtl. W. Bd. 17, 2. S. 96)[11] müßte der alte Balken durch zwei Neubauten hindurch erhalten geblieben sein.

Man kann sich fragen: *Wenn* eine örtlich so bestimmte Tradition bis in die neueste Zeit vorhanden war, weshalb hat man dann beim Umbau die Verpflöckung nirgends gefunden, so daß man ein neues Loch bohren mußte? Bei Gotthelf war ja die Stelle in einem großen Raum, wo das Taufeessen stattfand (S. 77). So verdichtet sich die Ansicht, daß sich wohl die Sagenüberlieferung an ein bestimmtes Haus und einen bestimmten Balken heftete; aber als man die konkrete Verpflöckungsstelle suchte, um sie zu verkaufen, da war sie unauffindbar. Wie Gotthelf dazu kam, die Sage auf den untern Hornbach zu lokalisieren (S. 35, 73, 74, 84), bleibt ein Rätsel, wenn nicht nachgewiesen werden kann, daß

Gotthelf die Sagentradition selbst an Ort und Stelle gehört hat.[12] Die Tatsache aber, daß eine so eindrucksvolle Sage nicht schon vor Gotthelf aufgezeichnet und auch in nachgotthelfischen Sammlungen von *Volks*sagen (z. B. bei Alb. Jahn, Emmentaler Altertümer und Sagen, 1865) aufgenommen ist, muß doch auffallen.* Noch mehr aber die sich bei Rochholz, Schweizer Sagen aus dem Aargau (1856) I., S. 187 findende, fast belanglose Notiz: „Den Berner Teufel sperrt man in ein Truggli, so z. B. erscheint der *Grüne Jäger* von Sumiswald bei Regenwetter öfters als *Spinne;* so betraf ihn ein altes Weib und sperrte die Spinne... daheim in ein Truggli (Schachtel). Über Nacht aber war ihr alsbald das Haus abgebrannt." Die Sage von der Pestspinne hätte sich doch R. sicherlich nicht entgehen lassen. *Solche* vereinzelte Sagenzüge mögen Gotthelf zu seiner Erzählung angeregt haben, und diese wird ihrerseits ins Volk gedrungen sein, wo sie in verschiedenen, teilweise von Gotthelf abweichenden Spielarten weiterlebt (s. Sooder, Sagen aus Rohrbach. Huttwil 1929, S. 125 ff.

Auch *Kellers* Novelle *„Kleider machen Leute"* (Leute von Seldwyla, 2. A. 1874) zeigt neben allen sonstigen Abweichungen doch merkwürdige Parallelen: den verkleideten Schneider, der als Graf angesehen wird, seine Werbung um das Bürgermädchen, seine Entlarvung bei dem Feste; ja Rettchens Vater, der Amtsrat, der den Grafen bei Tische regaliert, hat Berührungen mit dem Gewürzkrämer bei Langbein.

Nun hat ja Paul *Wüst* in den „Mitteilungen der literarhistorischen Gesellschaft Bonn" (9. Jahrgang 1914, Nr. 4/5) gerade dieser sonst etwas vernachlässigten Novelle Kellers eine sehr eingehende Untersuchung gewidmet und darin auch von möglichen Quellen gesprochen, wie ja K. hin und wieder Einzelmotive aus seinem Lesestoff verwendet und umgewandelt hat. Da ist zunächst die in den 1830er Jahren passierte Geschichte von einem jungen badischen „Grafen", der sich, angeblich als Sohn eines Freundes, bei dem aus Polen geflüchteten Grafen Sobransky auf Schloß Kyburg bei Winterthur einfand, dort Pferde und Schlitten lieh, die er dann wieder anderwärts verkaufte, und nachher als badischer Jägerbursche entlarvt wurde. Weiter das von Arnold Ruge (1848) erzählte Abenteuer der „Gräfin Stechenheim" und ihres Sohnes, in Wirklichkeit einer Schauspielerin und eines Schnei-

* Man müßte denn gelten lassen, was Gotthelf den Großvater sagen läßt (S. 95): „Das erbte sich bei uns vom Vater auf den Sohn, und als das Andenken davon bei den andern Leuten im Tale sich verlor, hielt man es in der Familie sehr heimlich und scheute sich, etwas davon unter die Menschen zu lassen. Nur in der Familie redete man davon, damit kein Glied derselben vergesse, was ein Haus bauet und ein Haus zerstört, was Segen bringt und Segen vertreibt."

ders, die mit Pomp in Wädenswil angekommen waren, viel Geld verschwendeten, sich umwerben ließen und schließlich auch mit Schimpf und Schande abziehen mußten. Dieses Ereignis persiflierten die Richterswiler mit einem Spottstück. Mehrere Berührungen zeigt auch die Geschichte aus dem „Bündner Kalender" für 1847: „Der Schneidergesell, welcher den Herrn spielt", in der die Parallele mit Keller von der ihn einholenden Staatskarosse und der (allerdings durch den Kutscher bezahlten) reichlichen Zeche im Gasthof auffällt. Allerdings fehlt hier die vorgetäuschte Grafenrolle gänzlich. Die übrigen Erzählungen mit anklingenden Motiven von Tieck, Arnim, Gaudy, Hauff, Eichendorff, Horn, Jakob Frey u. a. können wir hier übergehen, da sie meist nur vereinzelte, oft freilich auffallende Analogien zeigen. Vergessen ist in diesem Aufsatz Gotthelfs Kalendergeschichte „Die Schelmenzucht" (1841; sämtl. W. 23, 195 ff.), wo auch ein Schneider renommiert, ein König habe ihm seine Tochter zur Frau geben wollen, sowie dessen groteske „Reisebilder aus den Weltfahrten eines Schneiders" (1842—45; W. 23, 272 ff.; 24, 94 ff., 170 ff.).
Die Erzählung von Langbein gehört meines Erachtens doch auch in den Kreis der motivverwandten Geschichten und verdient wegen der Doppelberührung mit den beiden größten schweizerischen Erzählern Beachtung.»

Anmerkungen

[1] Vgl. vor allem Richard Riegler, „Spinnenmythus und Spinnenaberglaube in der neueren Erzählungsliteratur", *Schweizerisches Archiv für Volkskunde,* 26 (1926), 55—69 und 123—142 (bes. S. 59—69); Walter Muschg, *Gotthelf. Die Geheimnisse des Erzählers* (München 1931), S. 262—287; Karl Fehr, *Jeremias Gotthelfs „Schwarze Spinne" als christlicher Mythos* (Zürich 1942), S. 14—21; Hertha Kratzer, *Die Verwertung volkstümlichen Erzählgutes im literarischen Schaffen des Jeremias Gotthelf* (Diss. Wien 1964), S. 87—107.

[2] Vgl. Gotthelfs Brief an den Schriftsteller Alfred Hartmann vom 24. Mai 1841 in *Jeremias Gotthelf. Sämtliche Werke,* hrsg. von Rudolf Hunziker, Hans Bloesch, Kurt Guggisberg und Werner Juker (Erlenbach-Zürich 1949), Ergänzungsband 5, S. 115.

[3] Vgl. die Zusammenstellung der wichtigsten Sagen bei Wolfgang Mieder, *Jeremias Gotthelf. Die schwarze Spinne. Erläuterungen und Dokumente* (Stuttgart 1980), erscheint Ende 1980.

[4] (wie Anm. 2), S. 142—143.

[5] Vgl. dazu August Wünsche, *Der Sagenkreis vom geprellten Teufel* (Leipzig 1905).

[6] *Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm,* hrsg. von Johannes Bolte und Georg Polivka (Leipzig 1913—32, Nachdruck Hildesheim 1963), Bd. 2, S. 414—415 (S. 415—422 weitere Varianten).

[7] Nur Theodor Salfinger erwähnt den Aufsatz ganz kurz in seinem Buch *Gotthelf und die Romantik* (Basel 1945), S. 148.

[8] Eduard Hoffmann-Krayer, „Langbeins Novelle ‚Die schwarze Spinne' bei Gotthelf und Keller", *Sonntagsblatt der Basler Nachrichten,* Nr. 42 (18. Oktober 1936), S, 167—168. An dieser Stelle möchte ich Herrn Dr. Henri Paucker (Zürich) meinen Dank für die freundliche Beschaffung einer Kopie des Aufsatzes aussprechen.

[9] Abgedruckt in August Friedrich Ernst Langbein, *Sämtliche Schriften* (Stuttgart 1836), Bd. 7, S. 43—82.

[10] Hoffmann-Krayer bezieht sich hier auf Melchior Sooders Sammlung „Sagen aus Rohrbach (Kanton Bern)", *Schweizerisches Archiv für Volkskunde,* 25 (1925), 47—64. Als Nummer 16 bringt Sooder dort zwei Sagenvarianten mit dem Titel „Vo dr schwarze Spinnele", die jedoch erst durch Gotthelfs Erzählung zur Volkssage wurden, also nicht als Quelle Gotthelfs gelten können.

[11] Sämtliche Seitenangaben beziehen sich auf die große wissenschaftliche Gotthelf-Ausgabe (wie Anm. 2), Bd. 17 (Erlenbach-Zürich ²1936), S. 5—97 (Die schwarze Spinne).

[12] Vgl. hierzu auch die Anmerkung von Hans Bloesch (wie Anm. 11), S. 476—477.

Ist Sprache Logik? — Ist Logik Sprache?

Von Urs Scheidegger

Die in jüngster Zeit um sich greifende Neigung unter Sprachwissenschaftern, Logikbücher zu durchforschen, wie auch das unübersehbare Interesse gewisser Logiker an sprachwissenschaftlichen Problemen könnte bloß eine geistige Mode sein, die — wie alle Modeerscheinungen — dazu bestimmt ist, sich früher oder später wieder zu verflüchtigen. Es wäre aber leichtfertig, wenn nicht gar beleidigend, dieses beidseitige Interesse auf diese Weise abzutun. Zumindest wäre es der Mühe wert nachzuforschen, worin die gegenseitig erweckte Neugierde liegen könnte; ob sie vielleicht in einer rein nutznießerischen Absicht begründet liegt in dem Sinn, daß sich die totgelaufene Forschungstätigkeit der einen von den Ergebnissen der andern Wiederbelebung erhofft; oder ob die gegenseitige Interessenbekundung einfach auf einen sich überschneidenden, wenn nicht gar gemeinsamen Sachbereich zurückzuführen ist.

Der unvoreingenommene Leser würde sagen, daß die Logik die Lehre vom richtigen Denken sei, und dieser Definition pflegte man — angefangen bei Aristoteles über die Scholastik bis hin zum Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts — schon immer mehr oder weniger beizustimmen. Ganz und gar in diesem Sinne meint denn auch Goethe durch die Äußerung des Mephisto in der Schülerszene des Faust: